Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Feierabend“ und der Arbeit durch. Bringerlohn 30 Pf. bei Selbstabholung in der Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen zum Vierteljahr M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, II.
Sprechstunde
an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mindestens zweimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens bis 10 Uhr vorher in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends 7 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 119. | Dresden, Donnerstag den 26. Mai 1904. | 15. Jahrg.

Sie müssen.

Ein Pfarrer gegen die Kirche, für die Sozialdemokratie, obgleich er selbst nicht Sozialdemokrat ist, das ist gewiß ein seltenes Schauspiel. Und ein für die Sozialdemokratie gewiß nicht gleichgültiges Ereignis, denn immer wieder und wieder haben wir unter dem fanatischen Haß streitbarer „Gottesmänner“ zu leiden, die, wie weiland der ehrenfeste Pastor Segnitz, vor keinem Mittel zurückschrecken, wenn es gilt, der Sozialdemokratie eins auszuwischen. Bei aufgeklärten und von Fängelbande kirchlicher Tradition losgelösten Menschen haben wir's zwar leicht, dieses verlogene Treiben pharisäischer Wortstützen unschädlich zu machen; aber leider gibt es doch noch allzuviele, die den Worten eines talarumflatterten Gescheitelten oder Geschorenen Bedeutung beimessen, weil er eben „der Herr Pastor“ ist. Nun gut denn: so wollen wir uns zu Nutz und Frommen der Aufklärung auch dieser Gläubigen selbst einmal auf die Autorität eines wirklichen und wahrhaftigen Pastors berufen! So viel Gerechtigkeit dürfen wir doch wohl unter den Gläubigen voraussetzen, daß sie die Worte eines Pfarrers auch gelten lassen, wenn sie für die Sozialdemokratie sprechen und nicht nur, wenn sie gegen sie gerichtet sind. Um aber gleich von vornherein keinen Irrtum und keine Mißdeutung aufkommen zu lassen, müssen wir noch darauf hinweisen, daß der Wahrheitszeuge, den wir vorführen, kein Sozialdemokrat ist; im Gegenteil: es ist ein ganz frommer, bibelgläubiger Mann, der der von ihm für ungläubig angesehenen Sozialdemokratie als Gegner entgegentritt. Aber als ein gerechter Gegner. Seine Art mahnt an die der großen alttestamentarischen Propheten, und manchmal glaubt man einen neuen Jesaias oder den gewaltigen Esra in ihm wiederzuerblicken.

Unser Zeuge ist der Pfarrer am Neumünster in Zürich, Hermann Kutter mit Namen. In dem Berliner Verlage von Hermann Walther ist vor wenigen Tagen erst sein Buch herausgekommen, das den Titel trägt: Sie müssen. Wollen wir den Sinn dieses Titels und den Fünftelsaft des Buchinhalts kurz zusammenfassen, dann können wir sagen, daß Kutter den Nachweis liefern will: „Die Sozialdemokratie ist der Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.“ Daß wir über das Wesen und die Aufgabe unserer Partei anders denken, brauchen wir um so weniger ausdrücklich zu betonen, weil jeder Leser der folgenden Zitate sofort sieht, daß einer zu uns spricht, den ein ozeantiefer Abgrund von uns trennt.

Doch hören wir ihn endlich selbst:

Seite 7: „Wie sollen wir es verstehen, daß die Christenheit mit dem Vorwurf der Gottlosigkeit der Sozialdemokratie entgegentritt? Die Sozialdemokraten hungern und dürsten doch auch nach gerechten Zuständen — und sollen gottlos sein?

Sie kämpfen für die Barmherzigkeit — und sollten keine Barmherzigkeit erlangen?

Sie hassen das Gemeine, Schmutzige, Lüsterne — und sollten nicht auch Gottes Kinder heißen?

Sie werden von allen Seiten geschmäht und verfolgt — und Gott sollte sie in die Hölle stoßen?

Sie sammeln nicht sich selbst Schätze, wie die anderen Parteien, sie erklären dem Geld den Krieg — und sollten nicht zu Gott gehören, ihm nicht dienen?

Sie tun das, was Gott von Anfang an durch seine Zeugen gefordert: sie nehmen sich einzig der Armen und Geknechteten in durchgreifender Weise an — und sollten ohne Gott sein!

In der Tat: es gibt nichts, was die christliche Gottlosigkeit so grell beleuchtet, wie der Vorwurf, den die Christen gegen die Sozialdemokratie erheben. Die Christenheit lebt Jahrhunderte träge und selbstzufrieden dahin, ohne sich um die Armen anders zu bekümmern, als daß sie ihnen das harte Brot des frommen Almosens gewährt; sie denkt nicht daran, wozu doch das Evangelium auf jeder Seite sie aufgefordert, Uebel und Sünde, Schlechtigkeit und Finsternis aufzulösen; sie dient Gott mit allerhand Frömmigkeit und Seligkeitsdrang, aber sie vergißt von Jahrhundert zu Jahrhundert, daß Gott seinen wahren Dienst in der Ueberwindung des Argen, in der Liebe zum Geringen erblickt. Sie träumt auf ihren Dogmen und Einrichtungen einen süßen Traum — und nun, da sie Gott durch die Donner der sozialen Revolution zum Erwachen bringt, ist das erste Wort, das sie über ihre schläfrigen Lippen haucht: Gottlosigkeit!“

Hier wird der Gegensatz zwischen der werktätigen Sozialdemokratie und der wortreichen aber am Schein klebenden Christenheit schon recht deutlich gezeichnet; aber es kommt noch besser; Kutter reißt dem selbstzufriedenen Pharisäertum tapfer die Maske ab und ruft aus (Seite 11): „Wir sehen, daß Gott und Kirche, Gott und Religion nicht ein und dasselbe sind. Wir sehen, daß sich der lebendige Gott je und je sehr wenig darum kümmert, was die Christen über ihn festgemacht und zum Glaubensdogma erhoben haben.“ Seite 14: „Die Sozialdemokratie hat recht, recht in ihren großen Forderungen und Zielen; mag sie noch so schwer irren, was sie will, das will auch das Evangelium.“ Seite 15: „Es ist Kleinglauben, die Sozialdemokratie mit den Waffen eines protestantischen Christentums zu bekämpfen, anstatt in ihrer Erscheinung die Hand des lebendigen Gottes zu sehen!“

Ueber solche Aeußerungen muß so ein richtiger sächsischer Pastor nach leuchtendem Crimmitschauer Vorbilde einfach einem gelinden Schlaganfall nahegebracht werden. Aber der „Amtsbruder“ von Zürich fährt unerschrocken fort (Seite 16): „Eben die Kirche, die selbst aus „Unmöglichkeiten“ erstanden, weiß heute nichts Eiligeres zu tun, als einer neuen großen Bewegung den ehernen Schild des „Unmöglichen“ entgegen zu halten, ihr das Brandmal des „revolutionären Unsinns“ aufzudrücken.“ Auf Seite 27 umschreibt er mit sehr durchsichtigen Worten den Gedanken, daß Christus, wenn er heute lebte, ein Sozialdemokrat sein würde, und fährt dann fort: „So weit hat es die Kirche gebracht: sie kämpft unter dem Schilde Jesu gegen sein Evangelium. Sie gebraucht das Schwert des Geistes, um allen Geist auszulöschen. Sie redet vom Worte Gottes, um das Göttliche zu verfälschen. Sie ist fromm, aber ihre Frömmigkeit ist Gottlosigkeit.“

Unsere Bescheidenheit verbietet uns schon, die Sachkunde des Pastors Kutter in der Beurteilung der Kirche, der er angehört, anzuzweifeln. „Sie will dem Volke die Religion erhalten,“ so sagt er an einer anderen Stelle, „allein damit meint sie, ohne es nur zu wissen, sich selbst.“

Am höchsten erhebt sich der fromme Züricher wohl auf Seite 29 seiner Schrift, allwo es heißt: „Man hört an allen Ecken über die Sozialdemokratie schimpfen und fluchen. Ihr Schrecken wird heute noch blutig rot einer satten und entnervten Gesellschaft vor Augen gemalt; sie sind im Munde derer, die sie hassen, der Inbegriff alles Schlechten; mit Schaudern erzählt man sich in den Salons der oberen Kreise von ihrem greuelhaften Zukunftsstaate — von diesem unschuldigen Gebilde einer enthusiastischen Phantasie! Die bürgerliche Presse wird nicht müde, sie vor einem dankbaren Leserkreise herunterzumachen. Und tritt man unter sie — welch ein anderes Bild! Wir wollen nicht mit der Moral aufrücken und vor allem nicht sagen: Hier ist lauter Vortrefflichkeit und Güte, dort lauter Schatten und Bosheit. Nein. Fehlerhafte Menschen gibt es überall, in allen Parteien. Aber das müssen wir gestehen: eine so große, reine Begeisterung für eine hohe Sache haben wir nirgends sonst angetroffen. Nicht bei den Konservativen, nicht bei den Liberalen. Bei keiner religiösen Partei. Sie sind alle angekränkelt von des Mammons Freundschaft. Nur die Sozialdemokratie steht ihm als ehrlicher Feind gegenüber, wie auch der einzelne Genosse beschaffen sei. Sie sorgen alle für das Ihrige — die Sozialdemokratie für die Menschheit. Sie sind alle von persönlichen Triebfedern, von Ehrgeiz und Menschenfurcht erfüllt — die Sozialdemokratie hat eine große Sache, die sie begeistert.“ .... „Soll der Mammon fallen, dann muß das heutige Privateigentum fallen. Das hat die Sozialdemokratie erkannt, sie hat den Feind verstanden. Sie allein stellt sich ihm gegenüber ... Die Kirche selbst aber ist dem Mammon verfallen.“ (Seite 34.)

So weit für heute. Wenn sich die Frommen im Lande von dem Schreck über die Ketzereien des schweizerischen Pastors ein wenig erholt haben, dann können wir ja noch einmal Blütenlese halten!

Politische Uebersicht.

Die Reichstagsnachwahl in Straßburg-Land.

Aus Straßburg schreibt uns unser W-Korrespondent: Die heute stattgefundene Nachwahl — infolge der Ungültigkeitserklärung des Mandats des Abgeordneten Blumenthal — hat folgendes Resultat ergeben:

Meyer (Sozialdemokrat)	1476	(3097)
Blumenthal (Deutsche Volkspartei)	7876	(6398)
Hauß (klerikal)	8225	(8304)

Auffallen muß an diesem Resultat zunächst die für eine Nachwahl außerordentlich hohe Wahlbeteiligung, ferner der Stimmenrückgang unseres Kandidaten, sowie die Stimmenzunahme des Demokraten. Diese Erscheinungen lassen sich jedoch alle auf dieselbe Ursache zurückführen. In wenigen Wahlkreisen war 1903 der Kampf so erbittert geführt worden wie in diesem, wo es nach großer Anstrengung gelang, dem Klerikalen das Mandat zu entreißen, das er 1898 gegen einen Liberalen mit Hilfe der Sozialdemokraten erobert hatte, um unsere Partei dann gleich nach der Wahl in der schimpflichsten Weise zu bekämpfen und die ihr zuvor

---

[5. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Mit dem linken Ellbogen.

Roman
von
Detlev von Liliencron.

Eberle Josepha lebte und wohnte nun mit Malte Kjerkeberden zusammen. Sie war völlig vernarrt in seine schönen Augen; er war wahnsinnig in das hübsche Mädel verliebt. Die beiden in ihrer Häuslichkeit zu sehen! Wie sie zumal in den Zimmern umher juchte und tollte. Sie schien völlig außer Rand und Band zu sein. Alles hatte sie scheinbar vergessen, ihre Heimat, ihren Vater, ihre Freundinnen, die gute Stadt München. Aber die gute Stadt München ist wie jede andere große Stadt doch so groß nicht, daß ungestört ein Glück gedeihen werden kann. Wie überall in Metropolen bilden einzelne Straßen und Straßenecken kleine Städte für sich, und in kleinen Städten wird geklatscht. Beim Krämer, beim Zigarrenhändler, beim Fleischer, im Handschuhladen, überall, wo sich Schwätzer und Schwätzerinnen, wo sich die Dienstmädchen treffen, wird das Neueste der Straße kurz und klein geredet. Und nun, selbst die Pilotystraße machte keine Ausnahme. Das Gelächter, Gespötter über den buckligen Grafen und das Millimadl! Die Eifersucht, der Neid kamen natürlich sofort hinzu. Und fertig war die Geschichte. Das Beppichen mußte allerlei Neckereien, allerlei kleine Bosheiten rechts und links hören, mußte gerümpfte Nasen und höhnisch verzogene Lippen sehen; aber es genierte sie durchaus nicht.

Merkwürdig, daß sie alle Scham verloren zu haben schien. Nur der Rausch, in dem sie dahinsegelte, konnte das gewollt haben. Darüber auch dachte oft der Graf nach.

Wenn seine Freunde ihn besuchten, schlüpfte das Mädchen in eins der Nebenzimmer. Einmal gelang es ihr nicht, zu entkommen. Und Malte, hingerissen von ihrer Schönheit, kehrte sich nicht an den Besuch. Er nahm sie in seine Arme, wiegte sie hin und her, und rief: 80 000, 100 000, eine Million Mark für meine entzückende Sklavin; es bekommt sie doch keiner. Sie hatte, übergossen von Rot, ihren Kopf an seine Brust gepreßt. Höchst komisch zeigte sich dabei der unfreiwillige Zeuge, ein ältlicher Legationsrat, bei dem die Welt beim Diplomaten anfing. Wie er sich jetzt verbeugte, nicht wußte, was er anfangen sollte, wie er süßlich, gezwungen, mit verkniffenem Mund lächelte, hüstelte. Und dabei der völlig trunkene Malte, sein Mädel überglückselig in den Armen hin und her wiegend: 80 000, 100 000, eine Million Mark, und böte einer die ganze Welt, er bekäme meine süße Sklavin nicht.

Der Graf lebte in der Gesellschaft. Die Gesellschaft erlaubt jede Liaison; aber heimlich soll sie sich abfädeln. Das bedachte auch Malte. Er schickte sie allein ins Theater, holte sie nur dort ab, zeigte sich nicht öffentlich mit ihr in den Straßen, ach, auch aus anderen Gründen nicht; er wollte sie und sich nicht lächerlich machen. Die Straßenjungen sollten nicht ihre Witze hinter ihnen herrufen.

Wie alle Weiber ward Josepha eitel, als er sie „anzog“. Und wahrlich, er hatte Geschmack. Am liebsten sah er sie in einem grauseidenen Kleide, das bis an den Hals eng anschloß. In die schwarzen Haare, die er aufgelöst so gerne fluten sah, steckte er kostbare Perlenschnüre oder nestelte ihr gelbe Rosen hinein. Zurzeit der Syringenblüte verwandelten sich seine Zimmer in einen blauen und weißen Wald dieser reizenden, duftenden Büschel. Er tat es, weil es ihre Lieblingsblumen waren.

Frau Niedermayr, in ihrer stillen, ruhigen Tätigkeit, tat gleichmäßig ihre Pflicht. Mochte sie sich auch im Innern über die Tollheit der beiden zuweilen ein wenig ärgern („die Nachbarn, wenn nur die Nachbarn nicht wären; was sollen die vom Grafen denken“), so hatte sie doch ein zu seltenes, himmlisches Gemüt, als daß sie nicht stets dem Gedanken gleich wieder Raum gab: Kurz, kurz ist jedes Glück; laß sie genießen.

Auf sechs Wochen hatte er sich in der Nähe Schleißheims, bei dem Restaurant „Am Vergl“ ein Häuschen gemietet, das einer kleinen Kapelle glich. Vor Zeiten von einem schwedischen Maler, vielleicht aus einer Marotte geboren, erbaut, lag es, ein wenig schon verfallen, mitten in Wald und Wiesen. Hier verlebten sie die seligste Zeit ihres Lebens. Immer hatte er die eine Furcht, wann wird sie dieser Stille und Einsamkeit überdrüssig werden. Doch nicht der leiseste Wunsch ward in ihr rege, zu Stadt und Menschen zurückzukehren. So paradiesten sie weiter. Er lag im Grase, schaute in Wolken und Wipfel, mit unters Haupt geschlungenen Händen. Sie pflückte Blumen und Sträucher um ihn her, oder legte ihren Kopf in seinen Schoß und sah unablässig, saß er angelehnt an einen Stamm, in seine chinesischen Augen, die ihr stets ein neues Wunder blieben.

Gingen sie durch den Wald, so geschah's Arm in Arm, dicht aneinander geschmiegt; oder sie schritt, wie die Hindin dem Hirsche, ihm voraus. Dann mußte sie ihre einfachen Volks- und Kinderlieder singen. Und mit ihrer hellen, ungeschulten Stimme sang sie:

Draußen, wo die Blumen zittern,
Wo die Abendlüfte wehn,
Willst du mir das Herz verbittern,
Und du willst schon wieder gehn.
Ja bleib bei mir und geh nicht fort,
An meinem Herzen ist der schönste Ort.

Hab geliebet ohne Ende,
Hab dir niemals Leid getan,
Und du drückst mir stumm die Hände,
Und du fängst zu weinen an.
Ja bleib bei mir und geh nicht fort,
An meinem Herzen ist der schönste Ort.

Und da draußen in der Ferne
Sind die Menschen nicht so gut,
Und ich geb dir all mein Leben,
Und ich geb dir all mein Blut.
Ja bleib bei mir und geh nicht fort,
An meinem Herzen ist der schönste Ort.

Das wurde sein Lieblingslied. Sie mußte es ihm immer wieder vorsingen.

Endlich zogen sie wieder nach München. Am Abend vorher waren sie noch einmal im großen, einsamen Schloßgarten gewesen, der, wie die ganze Gegend, in denen selten, außer

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19040526/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG